

12/1)

GLOBUS

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

Richard Andree

Vierundsiebzigster Band

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1898

Aus der darauf folgenden Hallstätter Epoche, welche um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Geb. in unserer Provinz begann, liegt eine Axt, aus Elchhorn, von Braunsvalde-Willenberg, Kreis Stuhm, vor; dieselbe besitzt merkwürdige Verzierungen und ist offenbar einem Eisencelt nachgebildet⁹⁴).

In den uns erhaltenen Überresten aus den Pfahlbauten und Burgwällen der arabisch-nordischen Zeit sind schliesslich neben Gefäßscherben und Geräten aus Holz und Eisen auch Knochen verschiedener Tiere, darunter die des Elchs, aufgefunden worden⁹⁵).

Gelegentlich der Ausschachtungsarbeiten für die Strassenüberführung am „Schwarzen Meer“ in Danzig wurde eine etwa 8 m unter Tage liegende Kulturschicht bloßgelegt. Dieselbe enthielt eine Anzahl von Zähnen, teilweise aufgespaltene Knochen von Rind, Schwein etc. und ein kleines Abfallstück einer Elchschaufel. Durch das gleichzeitige Vorkommen eines durch den Gebrauch schief getretenen Holzschuhes mit drei Absätzen kann diese Zeit der künstlichen Aufschüttung annähernd bestimmt werden; denn diese charakteristische Form wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hier getragen⁹⁶).

Aus diesem Funde ergibt sich, daß das Fleisch des Elchs auf der Tafel der damaligen Zeit nicht gefehlt haben wird. Löschin berichtet uns ferner von einem Lobgedicht auf die Stadt Danzig aus dem Jahre 1646, welches George Grebinger zum Verfasser hat. Dieser

⁹⁴) Lissauer, l. c. S. 82, Nr. 6.

⁹⁵) Lissauer, l. c. S. 175. — Verwaltungsbericht etc. für das Jahr 1897, S. 60.

⁹⁶) Verwaltungsbericht etc. für das Jahr 1894, S. 34.

erwähnt unter dem bei Danzig „gefundenen Wildpret“ auch das Elen⁹⁷). Bock⁹⁸) schreibt (1784), daß diese Hirschart sich in großen Wäldern sowohl in Ost- und Westpreußen als auch in Ermland finde, und v. Wangenheim⁹⁹) bemerkt (1795), daß sich das Elen im ganzen preussischen Litauen und in einem Teile von Ost- und Westpreußen antreffen lasse. Nach v. Hippel¹⁰⁰) bewohnte der Elch noch um das Jahr 1700 herum ständig fast alle Waldungen West- und Ostpreußens; auch nach Voigt¹⁰¹) war es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in Preußen zu finden, wurde dann aber als arger Holzverwüster ausgerottet¹⁰²). Lenz schliesslich führt noch aus dem Jahre 1830 einen Elch an, der in der Gegend von Marienwerder, bei Rosenberg, geschossen sein soll. Sehr wahrscheinlich ist es, daß dieser der letzte westpreussische war.

Die dieser Skizze zu Grunde liegenden Fundstücke gehören dem westpreussischen Provinzial-Museum in Danzig an und wurden mir von dessen Direktor, Herrn Prof. Dr. Conwentz, freundlichst zur Verfügung gestellt, wofür ich demselben an dieser Stelle bestens danke.

⁹⁷) Löschin, Gotthilf, Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit, Bd. I, S. 415, 1882.

⁹⁸) l. c. S. 105.

⁹⁹) l. c. S. 6.

¹⁰⁰) l. c. S. 52.

¹⁰¹) Vergl. v. Cuvier, Das Tierreich, geordnet nach seiner Organisation. Übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Bd. I, S. 297. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1831.

¹⁰²) Im Revier Skallischen (Regier.-Bez. Gumbinnen, Ostpr.) ist es „wegen seiner unerträglichen Forstfrevel“ thatsächlich seit 1845 gänzlich ausgerottet (Altum, l. c. S. 302).

Die Kaingang in Argentinien.

Von Juan B. Ambrosetti.

In den brasilianischen Staaten Paraná und Rio Grande do Sul und in dem zwischen Paraguay und Brasilien sich ausdehnenden „Missions-Territorium“ der Argentinischen Republik wohnt ein Indianerstamm, der von den Spaniern gewöhnlich Tupis¹⁾, von den Portugiesen aber Coroados²⁾ genannt wird, während diese Indianer sich selbst Kaingang nennen. In diesem Artikel wird nur von jenen Tribus dieses Stammes die Rede sein, welche auf argentinischem Boden hausen, und hier wieder insbesondere von den in der Ortschaft San Pedro angesiedelten Kaingang. Diese haben sich im Jahre 1875 auf Anraten ihres Häuptlings Maidana (eines Argentiniers, der als 10jähriger Knabe in die Hände dieser Indianer gefallen war), der Argentinischen Republik unterworfen, während die freien Kaingang auf ewigem Kriegsfusse mit dem Christentum leben.

Die Kaingang besitzen derbe Gesichtszüge, aber auffällig kleine Hände und Füße und schön geformte Finger. Die Kaingang von San Pedro haben die Sitte ihrer freien Stammesbrüder bereits aufgegeben, sich eine Tonsur zu scheeren und Augenbrauen, Wimpern und die am Körper sonst wachsenden Haare auszupfen. Ihre Muskulatur ist gut entwickelt. Hunger und körperliche Anstrengungen werden von ihnen leicht ertragen. Ihre Empfindlichkeit gegenüber Schmerzen ist äußerst gering, wie bei den meisten Indianern. Ihr Gesichtssinn ist dagegen sehr gut entwickelt; so vermögen sie aus der Ferne dem Fluge eines so unscheinbaren Tierchens, wie der Biene, zu folgen, um zu dem Baume zu gelangen, in welchem der Schwarm seinen Honig aufspeichert hat. Dasselbe gilt vom Geruche und Gehöre. Sie hören sogar den leisen Katzentrtritt des Jaguars. Trotz

¹⁾ Der Name Tupis bezeichnet in jenem Landstriche Argentinens überhaupt nicht einen bestimmten Indianerstamm, sondern wird allen wilden Indianern, die nicht zu den Guarani gehören, gegeben.

²⁾ Dieser Name bedeutet „betränkt“. Er wurde ihnen deshalb erteilt, weil diese Indianer nur einen Haarkranz sich auf dem Haupte stehen lassen, ähnlich jenem der Franziskanermönche.

ihrer unregelmäßigen Lebensweise findet man unter ihnen auch betagte Leute.

Die Weiber heiraten schon mit 10 bis 12 Jahren. Nach der Geburt wäscht sich die Mutter mit ihrem Kinde, das sie so lange säugt, bis sie mit einem zweiten niederkommt, was gewöhnlich zwei bis vier Jahre dauert. Ihre Fruchtbarkeit endet spät.

Im Gegensatze zu anderen Indianern sind die Kaingang mitteilsame und heitere Leute, die sich durch besondere Neugier auszeichnen. Sie fassen sehr rasch auf, doch sind sie wieder unbeständig und ermüden bei geistigen Arbeiten überraschend schnell. Besondere Neigungen und Talente für die Künste des Zeichnens und der Musik darf man bei ihnen nicht suchen. Ihre Musikinstrumente sind nicht zahlreich: Flöten und Trompeten aus Tacuararohr, ein hohler, mit Steinchen ein wenig gefüllter Kürbis und einem nur auf der einen Seite durchbohrten Stücke von Tacuararohr oder Tacuarazú, mit welchem sie durch Aufschlagen auf den Boden den Takt anzeigen. Diese Instrumente finden eigentlich nur bei Tanzmusiken Verwendung, doch auch sind es nicht allein die Instrumente, sondern auch der Gesang, welche zusammen die Tanzmelodien, welche monoton und schleppend sind, ergeben. Sie tanzen nur, wenn sie hinreichend genug alkoholische Getränke zur Verfügung haben, schmücken sich aber ganz eigenartig zu dem Tanze. Sie bemalen sich zunächst den Körper schwarz, dann ziehen sie enge Jacken oder vielmehr Westen an, denn dieses Kleidungsstück ist ärmellos, darüber werfen sie ihre großen „Kurús“, das sind Mäntel, deren Stoff aus den Fasern einer Brennnesselart hergestellt wird. Den Kopf schmücken sie mit Federn von lebhafter Farbe. Die Kaingang von Guarapuava (das auf brasilischem Gebiete zu liegen scheint) stecken diese Federn nicht diademartig und nach aufwärts gerichtet auf, sondern sie befestigen sie am Hinterhaupte und lassen sie auf den Nacken herabhängen. Außerdem trägt jeder Tänzer den erwähnten Tacuaruzstock in der Rechten. Den Tanz führen sie im Gänsemarsch aus, ein Lied hierbei singend, das von Kadjuruké, dem Stammheros ihres Volkes, handelt. Der Tanz währt die ganze Nacht ununterbrochen fort. Damit die Tänzer dies

aushalten können, eilen unaufhörlich Weiber ab und zu, um ihnen geistige Getränke zur Stärkung zu bringen. Betrunkene, welche Skandal machen wollen, werden von den Weibern aus der Kolonne herausgerissen, dann an Armen und Beinen gefesselt und irgendwo im Freien niedergelegt, damit sie entweder in der Nachtkühle wieder sich erüchtern, oder den Rausch ausschlafen. Der Gänsemarsch der Tänzer schlingelt sich entweder um einen in einer langen Linie entwickelten Scheiterhaufen herum, oder er geht durch die Gassen des Dorfes, oder der Zug dringt in die Hütten ein, durch die eine Thür hinein, durch die andere wieder hinaus.

Die Kaingang — sofern nicht eine Horde mit der anderen auf dem Kriegsfusse steht — halten fest zusammen, sie unterstützen und schirmen einander gegenseitig. Den Christen gegenüber halten sie aber jeden Betrug für erlaubt.

Wenn ein Kaingang 18 oder 20 Jahre alt geworden ist, so geht er auf die Brautschau aus. Findet er ein Mädchen, das ihm gefällt, so überreicht er dessen Vater ein Geschenk und hält um die Schöne an. Sagt der Vater zu, so bleibt der Bräutigam bei der Familie der Auserwählten. Wenn das Mädchen schon geschlechtsreif ist, so übt er dann alle Rechte eines Eheherrn aus, ist die Braut ein Kind, so muß er warten, bis sie 10 bis 12 Jahre alt geworden ist, bleibt aber während des ganzen Brautstandes bei der Familie des Schwiegervaters, den er bei allen Arbeiten u. s. w. wie ein Knecht unterstützt. Die Ehemänner behandeln ihre Frauen außerordentlich gut, fragen sie bei allen wichtigen Anlässen um Rat; höchst selten kommt es vor, daß ein verheirateter Kaingang seine Frau verläßt oder verstößt. Desto schlimmer sind die Weiber, ihre Sittenlosigkeit ist groß, sie geht so weit, daß sie sich selbst Fremden anbieten und diese verhöhnen, wenn sie das Beispiel des keuschen Josef nachahmen. Will ein verheiratetes Weib mit einem anderen Manne ehelich zusammen leben, so läuft sie einfach ihrem Manne weg und verbirgt sich sechs bis acht Tage im Walde. Findet sie ihr Mann in dieser Frist nicht, so geht sie frank und frei in die Hütte ihres Auserwählten, um nun bei diesem zu leben, vorausgesetzt, daß dieser ein Tapferer und der Verlassene ein Schwächling ist. Ist aber letzterer ein schneidiger Kerl, so erscheint er mit einem Stecken in der Hütte seines Nebenbuhlers und prügelt ihn windelweich. Dann folgt die Treulose willig ihrem ersten Gatten und bleibt ihm dann auch treu.

Die schwangeren Frauenzimmer arbeiten bis zum letzten Augenblick, doch bereiten sie sich kurz vor der Geburt durch Trinken eines Thees vor, den sie aus der Rinde eines Baumes, den die Argentinier „den weißen Lorbeer“ nennen, bereiten. Fühlt die Frau, daß die Stunde der Geburt herannaht, so entfernt sie sich von der Hütte in Begleitung einer anderen Frau, die ihr die Dienste einer Wehmutter leistet. Die Frau gebiert hockend, hinter ihr hockt ihre Begleiterin, die die Gebärende umschlungen hält und ihr von Zeit zu Zeit über den Leib leise Frottierbewegungen ausführt. Die Mutter badet sich dann, wie schon erwähnt, mit dem Kinde. Die Nabelschnur wird mit den Fingernägeln abgerissen und der Nabel mit einem Faden, welcher aus Fasern der Riesenbrennnessel hergestellt ist, unterbunden. Drei bis vier Tage nach der Geburt ist die Mutter wieder ganz hergestellt. Die Kinder werden von den Eltern nie gescholten, noch geprügelt, sie sind deshalb sehr frech und unfolgsam. Auffällig sind an ihnen die dicken Bäuche, eine Folge ihrer großen Gefräßigkeit.

Die Kaingang von San Pedro bewohnen Hütten, deren jede für eine Familie Raum hat. Als Baumaterial dient ihnen die Araucarie, aus deren Stämmen sie unregelmäßige Balken und Pfosten zuhauen, welche, senkrecht in den Erdboden gerammt, die Seitenwände der Hütte bilden. Der Dachstuhl wird aus demselben Holze errichtet und das Dach schindelartig mit Bretchen gedeckt. Das Innere einer solchen Hütte ist in zwei Räumlichkeiten eingeteilt, in die Küche (in welcher tagsüber sich die Weiber aufzuhalten pflegen) und in das Schlafgemach. In diesem stehen die Betten, welche die Form eines Rostes besitzen. Diese bilden nebst einigen Holzklötzen, welche in der Küche als Sitzschemel dienen, ihre einzigen Möbel. Man könnte noch dazu den Mörser zum Maisstoßen rechnen, aber dieser befindet sich immer außerhalb der Hütte. An den Wänden hängen (in den Zimmern) Körbe, Kürbisse, Bogen und Pfeile.

Die wilden Kaingang bauen große Hütten, in denen mehrere Familien wohnen, deren jede eine Feuerstelle besitzt. Um diese herum, mit den Füßen gegen das Feuer zu, schlafen Alt und Jung, Männlein wie Weiblein, meist nackt.

Die Hauptnahrung liefern diesen Indianern der Mais und die Jagd. Sie bauen zunächst Mais an, dann begiebt sich der größere Teil an die Flüsse, welche zum Paraná führen. Hier legen sie ihre Parí oder Fischreusen in die Strömung

vor kleinen Stromfällen, die sie oft selbst durch Aufwerfen von Dämmen herbeiführen. Sie fangen auf diese Weise so viele Fische, daß sie sie wieder ins Wasser werfen müssen, da sie nicht alle räuchern können. Ist die Zeit des Fischzuges vorbei, so gehen sie in die Araucarienwälder. Hier liegen sie zwei Dingen ob, der Jagd und dem Einsammeln der Waldfrüchte. Die Jagd üben sie nur auf dem Anstand aus; ist das Wild durch den Pfeil nicht zu Tode getroffen, so folgt der Jäger mit seinen scharfen Augen der Schweifspur, bis er das kranke Tier findet. Hunde werden auch zur Jagd benutzt, doch sind diese Tiere nicht allzuhäufig bei ihnen zu finden. Ihr Hauptwild sind kleine Affen, die Chanchos (*Dicotyles labiatus*), der Tateto (*Dicotyles torquatus*), der Coati, seltener der Tapir und der Hirsch. Ihr Ackerbau ist sehr primitiv. Sie bauen meistens Mais in Waldlichtungen, die durch Niederbrennen entstanden sind. Es ist dies Sache der Weiber. Die Ernte wird nicht auf einmal hereingebracht, sondern man holt sich von dem Felde soviel Mais, als man eben braucht. Außerdem bauen sie Erbsen und eine Kürbisart an. Nach einer ihrer Sagen liefs sich einer ihrer Stammheroen, namens Nara, in einer Hungersnot über eine Rodung schleifen und dann dort eingraben, aus seinem Geschlechts-gliede entstand der Mais, aus den Hoden die Erbsen und aus dem Kopfe der Kürbis. Bemerkenswert ist, daß diese Indianer keine rohe Früchte genießen, sie kochen oder braten sie. Salz kennen sie erst seit ihrem Zusammentreffen mit den Spanisch-Amerikanern. Das Tapirfleisch braten sie in Erdgruben, die sie verschütten und erst am anderen Tage öffnen. Es ist ihr Lieblingsbraten.

Sie bereiten auch berauschende Getränke: den Kiki, eine Art Met, aus Honig; den Goio fá („starkes Wasser“) aus Mais (entsprechend der chicha der pacifischen Indianer) und den Goio kupri („weißes Wasser“), welcher ebenfalls aus Mais gewonnen wird. Sie sind dem Trunke sehr ergeben.

Das Feuer machen sie durch Reiben von zwei Hölzern oder durch Anschlagen an Feuersteine an, doch haben sie dies selten nötig, da in ihren Hütten das Feuer nie ausgeht und sie auf ihren Wanderungen immer einen Feuerbrand mit sich führen. Sie besitzen eine Art von Prometheusgabe: Das Feuer war ursprünglich im Besitze eines höheren Wesens. Ein kühner Kaingang, namens Tedjetó, verwandelte sich in eine weiße Elster und liefs sich im Wasser bis zur Hütte jenes Dämonen gleiten. Dessen Tochter fing den seltenen Vogel und liefs ihn am Feuer sein Gefieder trocknen. Der Vogel aber ergriff eine Kohle mit dem Schnabel und trug sie, nachdem er allen Verfolgungen des Dämonen entkommen war, zu seinen Leuten. Seitdem sind die Kaingang im Besitze des Feuers.

Die Textilfaser, aus der sie ihre Kleider weben, gewinnen sie aus einer Nesselart, welche von den Spaniern „die Riesennessel“ oder auch die „wilde Nessel“ genannt wird. Die gewonnene Faser ist ganz weiß, doch verstehen sie dieselbe auch mit der Rinde des Catiguábaumes rot zu färben.

Ihre sonstige Industrie beschränkt sich auf primitive Herstellung von irdenen Gefäßen, von Körben und von Schmuckgegenständen, wie z. B. von Affenzahn-Halsbändern, welche aus kleinen, mühsam durchbohrten Affenzähnen bestehen. Sie verstehen ferner Beile aus Stein und Pfeilspitzen aus Knochen zu arbeiten.

Bei den wilden Kaingang gehen die Männer splitternackt, die Weiber aber verdecken die Geschlechtsteile durch einen Schurz, der an einem aus der Rinde des Araticú (*Anona spinescens*, Mart.) hergestellten, tiefschwarz gefärbten Gürtel befestigt wird. Die Waden werden mit Schnüren, welche von dem Guaimbé (*Philodendron*) durch einfaches Abschneiden der Luftwurzeln gewonnen werden, umwickelt. Der Kurú ist ein großer Mantel aus Nesselstoff, der sie von Kopf bis zu den Füßen einhüllt, den sie aber nur bei ihren Festen und bei kaltem Wetter tragen. In kühlen Nächten dient ihnen der Kurú als Decke. Schuhe tragen sie keine, sind sie aber in Feindesland, so legen sie eine Art Sandalen an, deren Abdruck im Boden nicht gestattet, herauszufinden, in welcher Richtung, ob vor- oder ob rückwärts, der betreffende Krieger gegangen ist.

Die Kaingang von San Pedro haben ihre alte Tracht mit jener der argentinischen Bauern bereits vertauscht.

Zur Heilung von Wunden und Quetschungen verwenden sie allerlei Absud aus Pflanzenstoffen; auch Brechmittel werden bei inneren Krankheiten gebraucht. Katzenjammer wird dadurch gelindert, daß sie mit einem spitzigen Steine sich die Stirne blutig ritzen. Schwerkranke werden immer nahe einem Feuer niedergelegt, damit sie es recht warm hätten.

Die Kaingang, welche in San Pedro wohnen, begraben ihre Toten nach Art der Christen in einem umzäunten Friedhofe. Ihre in vollkommener Wildheit noch lebenden Stam-

mesgenossen wickeln ihre Toten in einen oder mehrere Mäntel ein und legen den Leichnam so in eine tiefe Grube, daß er gegen Sonnenaufgang zu mit dem Antlitz gerichtet ist. Bei Männern werden Waffen, bei Weibern die deren Wirken entsprechenden Geräte mit ins Grab gegeben, allen aber Lebensmittel und ein Gefäß mit Wasser. Zur Linken der Leiche wird noch eine Vertiefung gegraben, in welche der nächste Verwandte (Bruder oder Schwester) des Verstorbenen einen Feuerbrand mit den Worten einsteckt: „Mein Bruder, nimm diesen Feuerbrand, damit du, wenn du in das Land der Seelen (Uái kupri) kommst, die Heide anzündest, auf daß diese von Buschwerk und Dornestrüpp befreit würde und du schneller dahin gelangst, wo du dich mit jenen vereinigen wirst, die vordem gewesen.“ Ist der glimmende Feuerbrand in die Höhlung gebracht, so wird das Grab zugeschüttet und darüber ein Tumulus aufgehäuft, in Gestalt eines Tieres, das an den Tapir erinnert, und dessen Kopf ebenfalls gegen Osten gerichtet ist. Durch einen Monat hindurch wird ein solcher an die nordamerikanischen Mounds erinnernder Tumulus allwöchentlich von allem Pflanzenwuchs, der auf demselben sich zeigt, sorgfältig gereinigt. Die Kaingang des Paraná errichten aber nicht solche Mounds, sondern Tumuli von Kegelgestalt von 4 bis 6 m Höhe und 6 bis 8 m Basis. Wenn einige Tage nach dem Begräbnisse es regnet, so herrscht große Freude bei den Hinterbliebenen, denn sie sagen, „jetzt hat der Tote das Land der Seelen erreicht und sich mit seinen verstorbenen Genossen vereinigt, denn dieser Regen ist das Zeichen, daß die Heide in Feuer aufgegangen ist“.

Die Kaingang glauben an ein gutes Wesen, das sie Tupén nennen. Der Tupén herrscht im Lande der Seelen, die dort sich an der Jagd ergötzen, denn Wild giebt es dort in Menge, ebenso unzählige Bienenstöcke, dagegen fehlen alle Raubtiere und Giftschlangen.

Böse Wesen giebt es nur auf Erden, es sind meist Seelen Verstorbener, die nicht in das Reich Tupéns gelangen konnten. Eine besondere Furcht haben sie vor dem Waldgespenste Kripándufuá, das auch den benachbarten Christen unter dem Namen Caapora bekannt ist. Es ist ein zottiges, kräftiges Ungeheuer, das die Menschen, denen es im Dickicht begegnet, aufrisst.

Ihre Priester — Pan-dere — beschäftigten sich damit, Regen, gute Jagd u. dergl. vorauszusagen.

Die Kaingang besitzen auch eine Flutsage. Sie handelt in Kürze, wie folgt:

Vor Zeiten trat eine so große Überschwemmung ein, daß nur das Krinjidjimbégebirge (die Serra do mas der Brasilianer) aus dem Wasser hervorsah. Die Kaingang, Kadjurukrés und Kamés schwammen, Feuerbrände im Munde, diesem Gebirge zu. Die Kadjurukrés und die Kamés sanken

aber vor Ermüdung unter, ihre Seelen kamen in das Innere jenes Gebirges. Die Kaingang und einige wenige Kuruton („nackte Leute“) kamen aber glücklich auf den Bergrücken, wo sie, ohne zu essen, viele Tage, teils auf dem kleinen Stückchen trockenen Landes, teils in den Baumwipfeln, zubrachten, ohne daß das Wasser fiel. Schon erwarteten sie den Tod, als sie den Gesang der Saracuras (eine Art Wasserruh, Fulica oder Aramides) vernahmen, welche in Körben Erde herbeischleppten, die sie ins Wasser warfen, worauf dieses zu fallen begann. Da schrien die Indianer den Vögeln zu, sie möchten sich beeilen, was auch die Saracuras thaten, indem sie ihren Gesang laut ertönen ließen und die Enten einluden, ihnen zu helfen. In kurzer Zeit entstand eine Aufschüttung an der Ostseite des Gebirgsrückens, und auf diese begaben sich nun die Kaingang, welche auf dem trockenen Gipfel Platz gefunden hatten, jene aber, welche, als sie durch Schwimmen sich auf die Serra do mas gerettet, aber keinen freien Platz mehr dort gefunden hatten und so gezwungen waren, in den Baumwipfeln sich zu bergen, verwandelten sich in Cebusaffen, die Kuruton aber in Brüllaffen. Als das Wasser wieder in seine natürlichen Betten zurückgekehrt war, ließen sich die Kaingang am Fusse der Serra do mas nieder. Die Seelen aber der im Innern des Gebirges eingeschlossenen Kadjurukrés und Kamés trachteten nun wieder ans Tageslicht zu kommen, es gelang ihnen auch, aber weil die Kamés durch steinigtes Erdreich sich durcharbeiten mußten, haben sie bis heute große Fäule.

Kadjurukré (anscheinend der Stammheros der mit den Kaingang stammverwandten Kadjurukrés) schuf hierauf den Jaguar, Tapir, Ameisenbär, die Biene und andere Tiere. Kamé, anscheinend der Stammheros der Kamés, schuf gleichzeitig ebenfalls, aber meist schädliche Tiere, wie die Pumas, Giftschlangen, Wespen u. s. w. Eine besondere Achtung widmen die Kaingang dem kleinen Ameisenbären (*Myrmecophaga tetradactyla*), welches Tier sie tanzen lehrte. Begegnen sie einem dieser Tiere, so reichen sie ihm einen Stock, hascht es danach, so wird das Weib des Jägers einen Sohn gebären, läuft es davon, so ist die Geburt eines Mädchens in Aussicht.

Die wilden Kaingang sind in beständigen Feinden nicht nur mit fremden Stämmen, sondern auch mit Tribus des eigenen Stammes verwickelt. In Friedenszeiten suchen sie sich durch Kriegsspiele in der Übung zu erhalten. Es setzt da auch Verwundungen ab, da die Parteien oft in Wut geraten und die Wurfprügel, mit denen sie einander bewerfen, ziemlich starke Knüppel sind.

Die wilden Kaingang erfreuen sich der besten Gesundheit, während die Unterworfenen durch die Tuberkulose stark decimiert werden, so daß der Untergang des Stammes bei den blutigen Feinden der wilden und den Krankheiten der „zahmen“ Indianer vorauszu sehen ist.

Bücherschau.

Th. Thoroddsen: Geschichte der isländischen Geographie. Vorstellungen von Island und seiner Natur und Untersuchungen darüber in alter und neuer Zeit. Autorisierte Übersetzung von August Gebhardt. 2. Band: Die isländische Geographie vom Beginne des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. XVI, 384 S. 8°. 12 Mk.

Rascher als beim ersten Bande dieses vortrefflichen Werkes ist beim zweiten die Übersetzung auf das Original gefolgt, was hauptsächlich der unvergleichlichen Liebenswürdigkeit des Verfassers zu danken ist, mit der er während seiner Forschungsreisen im unwirtlichen Inneren Islands dem Übersetzer sein Originalmanuskript zur Verfügung gestellt hat. Aber noch in anderer Hinsicht verdient hervorgehoben zu werden, daß ohne thätige Mithilfe des Verfassers eine Übersetzung des zweiten Bandes kaum hätte zu Stande kommen können. Fehlt es überhaupt schon an zureichenden Wörterbüchern und anderen Hilfsmitteln zum Verständnis der neuisländischen Sprache, so steht man dem verschröckelten und verschrobenen Isländisch des 17. und 18. Jahrhunderts, das uns in den Citaten des zweiten Bandes auf Schritt und Tritt begegnet, völlig hilflos gegenüber. Es war also nicht damit geschehen, daß auch diesmal der Verfasser die Korrektur der Übersetzung mit las, vielmehr wurden eine Unzahl von Briefen über einzelne Stellen zwischen Verfasser und Übersetzer gewechselt, und letzterer ist eigens zu dem Zwecke nach Kopenhagen gereist, um mit dem damals dort weilenden Verfasser den größten Teil des Buches durchzusprechen. Die Auszüge aus fremdsprachlichen Büchern, die Thoroddsen durchweg in isländischer Übersetzung gegeben,

sind in der deutschen Ausgabe nach den Originalien übersetzt, mit ganz wenigen Ausnahmen, in denen es dem Übersetzer schlechterdings unmöglich war, die Originalien einzusehen.

Der Verfasser, der am Gymnasium zu Reykjavik Naturgeschichte, Lateinisch und Deutsch lehrt, während sein Spezialfach, das er ganz in den Dienst der Erforschung seiner Heimatinsel gestellt hat, die Geologie ist, liefert uns besonders im zweiten Bande seiner Geschichte der isländischen Geographie den schlagenden Beweis, daß er auch auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften den Fachmännern vollständig ebenbürtig zur Seite steht, und dürfte wohl von keinem derselben eines wesentlichen Irrtums in dem Buche, das er als „Nebenbeschäftigung“ abgefaßt hat, überführt werden.

Wie in der ganzen übrigen Welt, so hat auch auf Island der Aberglaube des Mittelalters die ganze Anschauungsweise über geistige und körperliche Dinge beherrscht und namentlich auch die geographischen Vorstellungen von wenig bekannten Gegenden gewaltig beeinflusst. Indem daher gewissermaßen die ganze im zweiten Bande dargestellte Zeit unter dem Zeichen des Aberglaubens steht, und doch eine jede Periode in der Geschichte der Wissenschaften nur im Lichte ihrer Zeit gesehen verständlich ist, beginnt der vierte Hauptabschnitt des ganzen Werkes, der erste im zweiten Bande, welcher das 17. Jahrhundert, das Zeitalter des Aberglaubens und der Polyhistorie, umfaßt, mit einem (13.) Kapitel über die allgemeinen Zustände auf Island während des 17. Jahrhunderts und den Geist dieser Zeit, während das 14. Kapitel von Aberglauben und Hexenwesen insbesondere handelt. Es